

Neue Zürcher Zeitung

Der Dalai Lama verliert sein Fussvolk

Vor 60 Jahren flüchtete der Dalai Lama aus China nach Indien. Zehntausende taten es ihm gleich. Doch heute kommen nur noch wenige nach Dharamsala. Und viele ziehen weiter.

Marco Kauffmann Bossart, Dharamsala 7.7.2019, 05:30 Uhr

Wären da nicht die Fotos von Patienten mit Erfrierungsverletzungen an der Wand, man könnte sich in einem Internat wäghen, in dem gerade die Sommerpause begonnen hat. Putzpersonal fegt die menschenleeren Gänge, sonst ist es im Frauentrakt so still wie in den anderen Gebäuden des Empfangszentrums für tibetische Flüchtlinge in Dharamsala. Die Fotos zeigen erschöpfte Tibeter, die nach einem monatelangen Marsch über 5000 und 6000 Meter hohe Pässe verarztet werden mussten.

Es kommen immer weniger – die Stille im Empfangszentrum zeugt davon. Die Bilder stammen aus einer Zeit, in der jährlich mehrere tausend Neuankömmlinge in Dharamsala, dem Sitz der tibetischen Exilregierung und des Dalai Lama, registriert wurden. Doch seit einem Jahrzehnt nimmt die Zuwanderung stark ab. 2018 wurden nur vierzig neue Tibeter in Indien registriert. In den ersten fünf Monaten dieses Jahres empfing der Direktor des Zentrums, Tsering Dhondup, bloss zwei seiner Landsleute. Dhondup kann den dramatischen Rückgang erklären: «China hat den Grenzschutz massiv verschärft. Es wurden Zäune gebaut, und die Sicherheitskräfte setzen Drohnen ein, um tibetische Flüchtlinge aufzuspüren», klagt der Direktor. Mitschuldig sind laut Dhondup auch die nepalesischen Behörden. Tibeter, die bereits nepalesischen Boden erreicht hätten, würden manchmal nach China zurückgeschoben. Kathmandu, [von Peking wirtschaftlich abhängig](#), biedere sich dem mächtigen Nachbarn an, argwöhnen die Exiltibeter.

Wer es bis nach Dharamsala schafft, verbringt die ersten paar Wochen im Empfangszentrum. Und jeder erhält eine Audienz beim Dalai Lama. Zuvor werden die Tibeter aber intensiv befragt. Mehrfach sollen sich chinesische Spione als Flüchtlinge getarnt haben.



Diplomatischer Bückling vor China

Auch das religiöse Oberhaupt der Tibeter kam einst als Flüchtling in Dharamsala an. Im Frühjahr 1959 hatte Chinas Volksarmee in der tibetischen Hauptstadt Lhasa den Palast des Dalai Lama umstellt. Die Tibeter befürchteten, dass ihr Anführer – vom kommunistischen Regime als Separatist und Aufwiegler dämonisiert – verhaftet und nach Peking verschleppt werden sollte. [Als Soldat verkleidet, trat der Dalai Lama zusammen mit einigen Begleitern am 17. März 1959 die Flucht an.](#) Nach zwei Wochen erreichte er Indien, wo ihm Ministerpräsident Jawaharlal Nehru Asyl gewährte. Seit 1960 residiert der 14. Dalai Lama in Dharamsala, im nördlichen Gliedstaat Himachal Pradesh. Zehntausende folgten ihrem Oberhaupt in die frühere Hill Station auf 1770 Metern über Meer. Einst hatten hier die britischen Kolonialherren Schutz vor der Sommerhitze Delhis gesucht.

Im Büro von Tsering Dhondup, dem Direktor der Empfangsstelle, hängt ein Porträtbild des Dalai Lama gleichberechtigt neben jenem des indischen Gründungsvaters Mahatma Gandhi. Jeder Vertreter der Exilregierung würdigt fast reflexartig die Gastfreundschaft Indiens. Allerdings ist das Verhältnis keineswegs spannungsfrei. Auf Druck Chinas musste eine Gedenkveranstaltung für das 60-jährige Exil in letzter Minute von Delhi nach Dharamsala verlegt werden. Indiens diplomatischer Bückling erzürnte die Exiltibeter.

Geschwächter Körper, geistige Frische

An einem öffentlichen Auftritt des Dalai Lama spürt man nichts von Unstimmigkeiten. Seine Heiligkeit, wie ihn die Tibeter ehrfurchtsvoll nennen, hat an diesem Montagmorgen auf den Tempelkomplex von Tsuglagkhang zu einer Unterweisung geladen. Schon drei Stunden vor dem Beginn strömen traditionell gekleidete Frauen, Kinder und Männer, aber auch westliche Touristen – viele mit einem Sitzkissen unter dem Arm – Richtung Tempel. Kurz vor neun Uhr öffnet sich das Gittertor zur Privatresidenz. Indische Sicherheitskräfte mit Maschinenpistolen im Anschlag bauen sich auf. Gestützt von zwei Mönchen, schreitet der bald 84-jährige durch die Menschenmenge. Tibeter falten die Hände zusammen und neigen sich respektvoll nach vorne, wenn der Dalai Lama lächelnd an ihnen vorbeitrippelt.

In seinen einleitenden Worten – sie nehmen eine Dreiviertelstunde in Anspruch – lobt Seine Heiligkeit Indien als Land, in dem sich die Weltreligionen gegenseitig akzeptierten und eine friedliche Koexistenz pflegten. Vor dem Hintergrund der zunehmenden Übergriffe gegen die muslimische Minderheit in Indien würde sich eine subtile Ermahnung an Delhi, den Status quo nicht zu gefährden, aufdrängen. Seine Heiligkeit kehrt aber vor dem eigenen Haus: «Innerhalb des Buddhismus blickten wir auf bestimmte Glaubenstraditionen herunter – das ist falsch!», ruft er aus.

War der Dalai Lama beim Betreten des Tempels von den Bürden des Alters gezeichnet, blüht er, auf seinem Thron sitzend, als agiler Redner auf: Mit leuchtenden Augen, gestikulierenden Fingern und Schalk referiert er über die «Dunkelheit der Ignoranz», destruktive Gefühle und den Pfad zum Karma. Seine Heiligkeit redet tibetisch, über verschiedene Radiofrequenzen werden seine Worte auf Chinesisch, Vietnamesisch, Französisch und Englisch übersetzt. Nur wenn er aus alten Schriften zitiert, blickt er auf Papier. Die ausländischen Zuhörer haben Transistorradios und Kopfhörer mitgebracht. Handys sind nicht erlaubt.

Den dicht besetzten Boden auf dem Tempelgelände teilen sich tibetische Schüler, Familien mit Kleinkindern, Nonnen und Mönche mit Westlern in Pluderhosen, denen Rastalocken über die tätowierten Arme hängen. Einige machen eifrig Notizen, andere lauschen, in sich versunken und die Augen geschlossen, den Worten des buddhistischen Würdenträgers. Junge Mönche mit Blechkrügen zirkulieren durch die Reihen und schenken tibetischen Buttermilch aus. Über einem Dachpfeiler balanciert ein Affe. An die Schülerschar gerichtet, sagt der Dalai Lama: «Ihr seid zwar in Indien auf die Welt gekommen, aber ihr habt tibetisches Blut in euch.»

Laut den Machthabern in Peking ist tibetisches Blut chinesisches Blut. Sie insistieren, Tibet sei bereits im 13. Jahrhundert in das chinesische Staatsgebiet eingegliedert worden. Die Tibeter widersprechen vehement: Nach ihrer Lesart übernahm die Grossmacht erst nach der Invasion 1949 die Kontrolle auf dem Dach der Welt. Die Forderung nach der Unabhängigkeit hat der Dalai Lama aufgegeben. Er fordert aber eine Autonomie, die diesen Namen verdient.

Der Exodus aus dem Exil

Der von Pinienwäldern umgebene Exilsitz des Dalai Lama zieht viele Touristen an, auch aus Indien. Die goldenen Tempel, die Gebetsfahnen und Stupas sind beliebte Fotosujets für Reisegruppen. Besonders oft werden die Selfie-Stangen vor dem Thron des Dalai Lama ausgefahren. Der Ansturm im Mai und Juni während der Schulferien bringt das Tohuwabohu indischer Städte in den Bergort. Durch enge Strassen quälen sich unter ohrenbetäubendem Gehepe Kleinbusse, Taxis, Lastwagen, Motorräder, Bettlerinnen und wild gestikulierende Fussgänger. Jenseits der Hauptachsen finden westliche Sinnsuchende und Abenteuerlustige ein unerschöpfliches Angebot: Yoga in allen Varianten, Klangschalen-Heilung, Fallschirmkurse, Handlesen und Ernährungsberatung.

Für die Tibeter dagegen ist Dharamsala eine Ersatzheimat. Der Schriftsteller Bhuchung Sonam umschreibt die Kleinstadt als Nervenzentrum der Exilanten. Umschlossen von den Ausläufern des Himalaja-Massivs, hat sich ein «Little Lhasa» herausgebildet. Mit tibetischen Schulen, tibetischen Restaurants und einem tibetischen Gericht, das zivilrechtliche Streitigkeiten verhandelt. [Laut der letzten Volkszählung](#) von 2009 leben von 128 014 Exiltibetern rund 90 000 in Indien, ein Fünftel von ihnen wiederum in Dharamsala.

Allerdings kehren immer mehr Tibeter ihrem wichtigsten Gastland den Rücken und emigrieren in die USA, nach Kanada, Australien [oder in die Schweiz](#) – alles Länder mit einer grossen Exilgemeinde und, im Unterschied zu Indien, einem transparenten Einbürgerungsverfahren. Delhi hat die Uno-Flüchtlingskonvention nie unterzeichnet und behandelt die Tibeter als Ausländer. Sie müssen jährlich eine Verlängerung der Aufenthaltsbewilligung beantragen und sind auf dem Arbeitsmarkt oder beim Landerwerb benachteiligt. Und da sie keinen Pass besitzen, werden Auslandsreisen zu einem bürokratischen Spiessrutenlauf. Dass die Flüchtlinge in absehbarer Zukunft in ein «freies Tibet» zurückkehren können, glaubt niemand. Chinas Regime zeigt keine Bereitschaft, seine eiserne Faust auf dem Dach der Welt zu lockern.

Tenzin Kaysang, eine Exiltibeterin der dritten Generation, verweist auch auf soziale Faktoren, die den Exodus aus Dharamsala beschleunigten. Junge Frauen etwa wollten aus den konservativen Strukturen ihrer Gemeinschaft ausbrechen. Als Mitarbeiterin der Exilregierung löste Kaysang einmal einen Sturm der Entrüstung aus, weil sie im Deux-Pièces zu einer Sitzung erschien. «Von Frauen wird erwartet, dass sie ein klassisches tibetisches Kleid, eine Chupa, tragen. Männer dürfen herumlaufen, wie es ihnen passt.» Inzwischen ist die 26-jährige für zwei NGO tätig, die auf Frauenrechte fokussieren. Dem Drängen ihrer Eltern, sich wegen besserer Aufstiegschancen im Ausland niederzulassen, hat sie widerstanden. «Meine Arbeit ist relevanter hier», sagt sie.

Der tibetische Exodus aus Indien wird nicht systematisch erfasst. Allerdings sieht die Exilregierung klare Indizien: So beantragten 2018 rund 800 Tibeter Dokumente, die für längere Auslandsaufenthalte benötigt werden. Ein leitender Mitarbeiter des tibetischen «Aussenministeriums» schätzt, dass rund die Hälfte der Antragsteller Indien für immer den Rücken kehrt. Vereinzelt zieht es Flüchtlinge auch nach Tibet zurück; sei es, weil sie ihre Familie vermissen oder weil sie mit dem Leben im Exil nicht zurechtkommen. Wer sich zu diesem Schritt entscheidet, erhält von der Exilbürokratie sogar einen Zustupf für die Reisekosten. Aber auch eine Warnung vor den Risiken. Tibeter, die plötzlich wieder in ihrer Heimat auftauchen, erregen die Aufmerksamkeit des chinesischen Sicherheitsapparats. Manche sollen im Gefängnis gelandet sein. Verlässliche Informationen aus Tibet sind schwierig zu bekommen.

«Freiheit macht nicht satt»

Geshe Lhakdor, Mönch und Direktor der tibetischen Bibliothek in Dharamsala, räumt ein, dass der Wegzug aus Indien längerfristig die kulturelle Identität der Tibeter bedroht. «Hier werden die Kinder tibetisch eingeschult. Im Westen besuchen sie allenfalls am Wochenende einen Sprachkurs.» Lhakdor selber kam 1962 als Sechsjähriger nach Indien. Er erinnert sich bruchstückhaft an die Flucht über die Berge; wie er sich mit seiner Mutter in einer Höhle versteckte. Und mit einem Schmunzeln erzählt der buddhistische Gelehrte von seiner Angst vor den Lichtkegeln am Horizont. Erst später merkte er, dass das, was er für Taschenlampen chinesischer Soldaten hielt, bloss leuchtende Sterne waren.

Lhakdor, während 16 Jahren der persönliche Englisch-Übersetzer des Dalai Lama, zeigt indes Verständnis für Abwanderungsbewegungen und die ökonomischen Beweggründe. «Freiheit alleine macht nicht satt», stellt der weitgereiste Mönch lakonisch fest. Er wolle daher auch niemanden überzeugen, auf die Emigration in den Westen zu verzichten. In der tibetischen Exilgemeinschaft scheint diese tolerante Haltung jedoch nicht sehr verbreitet. Auswanderungswillige geben sich wortkarg und wollen nicht zitiert werden. Tibetern, die Dharamsala und Indien verlassen wollen, werde fast Verrat an der tibetischen Sache unterstellt, erklärt ein junger Mann, der einen Teil seiner Familie in der Schweiz hat.

Die spektakuläre Flucht des Dalai Lama vor seinen chinesischen Häschern

Am 17. März 1959 musste der Dalai Lama seine tibetische Heimat wohl für immer verlassen. Er entkam dem chinesischen Militär nur knapp. Für Peking ist der Dalai Lama auch sechzig Jahre danach die Personifikation des bösen Separatisten.

Matthias Müller, Peking / 14.3.2019, 11:00

